

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage.

Gratisbeiblatt für unsere Abonnenten.

Ac 16

Die Erben von Blankenstein.

Roman von Anna Seyffert-Klinger.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Das junge Mädchen lehnte den Krauskopf unter Lachen und Weinen an die Brust ihrer mütterlichen Freundin, dabei in die von Herzen kommenden Worte ausbrechend: „Liebste, einzige Tante, ich bin zwar eigenwillig und verwöhnt, aber ein gutes und dankbares Herz habe ich doch, und dieses liebt und verehrt in Dir alles, was gut und bewundernswert ist. Mein Kind ist wohl seinem Mütterchen inniger zugetan, als ich Dir.“

Die alte Dame streichelte das von schimmerndem Lodenhaar umflossene Köpfchen, indem sie leise mahnte: „So höre auch jetzt auf mich, mein Liebling, und suche Deinen Sinn zu festigen. Denn bedenke, welchen Schmerz Du andernfalls Heinz und auch mir bereiten würdest. Beschäftige Dich in Gedanken mit Deinem Verlobten, lasse die Versuchung gar nicht erst an Dich herankommen.“

Seufzend legte wenige Minuten später May sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen ließ Theodor sich bei Waltenberg melden. Er wurde sofort in dessen Privatzimmer geführt und dort mit einem Gemisch von Freundlichkeit und Reserviertheit empfangen.

„Ich komme,“ begann Theodor, die dargebotene Hand Waltenbergs unbeachtet lassend, „im Auftrage eines Sterbenden, eines früheren Vertrauten von Ihnen, sein Name war Möwes.“

Waltenberg wechselte jäh die Farbe, dann aber verneigte er sich gelassen. „Jetzt kommen Drohungen,“ dachte er, „dieser Gelbschnabel glaubt, mich einschüchtern zu können.“

„Lassen Sie hören!“ sagte er sodann wie ein Mensch, in dessen Dasein es keine dunklen Stellen gibt.

„Ich muß weit zurückgreifen,“ fuhr hierauf Theodor, den ihm angebotenen Platz durch eine Bewegung ablehnend, fort, „denn wohl an die zwanzig Jahre ist es her, daß Sie einen Knaben auswärtig in Pension gaben.“

„Und zwar auf Veranlassung Ihrer Mutter, Herr Doktor, welche damals eine junge Witwe war und ihre Heirat mit Leopold Marwitz davon abhängig machte, daß der Sohn aus dem Hause komme, um dem Vater entfremdet zu werden. Ich erbot mich, der jungen Frau, welche mit meiner inzwischen verstorbenen Gattin befreundet war, die Gefälligkeit zu erweisen und brachte deshalb den Knaben in eine Pension. Durch meine Hände ging auch die Summe, welche zu seinem Lebensunterhalt ausgesetzt wurde.“

„Meine Mutter?“ hatte Theodor in furchtbarem Erschrecken bei der Erwähnung deren Namens gerufen; aber Waltenberg hörte nicht darauf, er sprach in einem Zuge weiter, und währenddessen fand der junge Mann Zeit, sich zu sammeln.

„Sie kommen mir mit Ihren Erklärungen bereitwilligst entgegen,“ erwiderte er daher nicht ohne Malice; „das erleichtert mir die Sache ungemein. Denn da werden Sie sich wohl auch noch erinnern, daß es Ihnen damals hauptsächlich darum zu tun war, das Pensionsgeld zu unterschlagen.“

„Herr, hüten Sie Ihre Zunge!“ fuhr da Waltenberg auf, „man verbreitet nicht ungestraft Lügen über meine Person!“

Theodor beachtete den Ausruf aber gar nicht. „Der Knabe wurde von Ihnen in eine immer niedrigere Pension gegeben,“ fuhr er unbeirrt fort, „und Schulgeld schon längst nicht mehr bezahlt. Die unterschlagenen Gelder gelangten

zur Teilung zwischen Ihnen und Möwes. Sie wurden aber immer habgieriger und unverschämter. Schließlich sprachen Sie in einem Schreiben an Möwes den Wunsch aus, den Jungen ganz beseitigt zu wissen. Und Möwes ging auch bereitwilligst hierauf ein. Er gab das Kind an eine Stelle, wo es neben einer grausamen Behandlung auch noch Hunger zu leiden hatte. Von dort aus entfloß dann der Knabe, ohne daß auch nur der kleinste Versuch zu seiner Habhaftmachung unternommen worden wäre. Jahrelang stahlen sie nun die vollen Summen, die man Ihnen zur Erziehung des Knaben aushändigte. Erst als der Vater des Entschwundenen nach einem Wiedersehen mit seinem Sohne verlangte, erfuhr er von der Flucht desselben. Zugleich verbreiteten Sie hier in Erlau die verleumderische Behauptung, Marwitz habe seinen Sohn für ein paar hundert Mark verkauft. Die Polizei bemächtigte sich leider der Sache nicht, und so blieb all Ihren Machinationen unbedingt freier Spielraum.“

„Eine gut erfundene Geschichte,“ lachte Waltenberg boshaft; „nur schade, daß die Beweiskraft fehlt.“

Theodor beachtete jedoch auch diesen Einwurf nicht. „Der Knabe war aber nicht zu Grunde gegangen,“ fuhr er fort; „im Gegenteil hatte ein feinsinniger Mann, ein Deutsch-Amerikaner, sich seiner angenommen und seine Erziehung in einer Weise, die nichts zu wünschen übrig ließ, vollendet. Von da ab war es, als wolle das Schicksal diesen Jüngling für die Leiden seiner Kinderjahre entschädigen, denn was er unternahm, das gereichte ihm zum Glück, und jetzt besitzt er als Teilhaber im Geschäft seines Pflegevaters selbst ein Vermögen, das nach Millionen zählen dürfte.“

„Ein Märchen in der Sandwüste der Wirklichkeit!“ fiel hier Waltenberg abermals mit einem mißlungenen Versuch, höhnisch zu lächeln, ein.

Ein befreiender Atemzug hob Theodors Brust. „Gottlob, daß Sie jetzt nicht mehr gezwungen war, das Opfer zu bringen,“ sagte er sich. Sie blieb so vor dem Elend eines verfluchten Lebens bewahrt!

„Wie ein Märchen,“ versetzte er dann, auf Waltenbergs Neugierde eingehend, „möchte das Dasein wohl auch Heinz Marwitz anmuten, der jahrelang nicht nach seinem Vater fragte. Endlich aber kam dem nun vornehmen und reichen Manne doch die Sehnsucht nach ihm und er ließ Nachforschungen anstellen, und zwar gerade dort einsehen, wo sein abenteuerliches Leben aufgehört hatte. So drang er bis zu Möwes vor. Letzterer gab hierauf gegen eine reiche Entschädigung Aufschluß über den Namen des Heimatsortes und alle Vorkommnisse aus den Knabenjahren des Deutsch-Amerikaners. Er war aber schlau genug, Briefe und Papiere zurückzubehalten.“

Jetzt lachte Waltenberg aus vollem Halse. „Die Dokumente, mein werter Herr, befinden sich in meinem Besitz,“ versetzte er dann ironisch. „Geben Sie sich daher keine Mühe weiter, denn Ihre Geschichte wird doch nirgend Glauben finden.“

„Vielleicht doch,“ war die halb drohende Erwiderung. „Lassen Sie mich erst zu Ende sprechen. Möwes hatte vor kurzem das Unglück, ein Bein zu brechen, und auf dem schmerzvollen Krankenlager ist die Neue über ihn gekommen. Ich nahm zu dieser Zeit gerade Vermessungsarbeiten in der dortigen Gegend vor und kam auf diese Weise in sein Haus. Er vertraute mir da nicht nur das Geschehene an, sondern händigte mir auch alle diesbezüglichen, von Ihrer Hand herrührenden und mit dem Stempel „Erlau“ versehenen Briefe aus. Er hatte sie aufbewahrt, um gelegentlich Erpressungen auszuüben. Der Tod hat ihn aber noch vordem vor einen höheren Richter gerufen.“

Matthias hatte während der letzten Worte seine Augen mit den Händen bedeckt, und als er diese sinken ließ, sah man, daß sein Gesicht aschfahl war. Trotzdem erklärte er aber: „Ich nehme den Kampf auf, denn Sie werden es nicht wagen, den Namen ihrer Eltern in den Staub zu ziehen!“

„Davon kann keine Rede sein, denn an Ihren Nationen blieb meine Mutter unbeteiligt. Sie haben nun zu wählen, Herr, entweder übergebe ich diese Papiere hier, damit klopste der Ingenieur gegen seine Brusttasche, „der Staatsanwaltschaft, oder Sie erkaufen sie —“

„Um welchen Preis?“

„Um die schriftliche Erklärung, daß Sie meine Schwester freigegeben.“

Ein Blick voll Haß traf den kühnen jungen Mann. „Und wer sagt mir denn,“ fuhr dann Waltenberg auf, „daß Ihre Angaben auf Wahrheit beruhen? — Erst die Papiere!“

„Fällt mir nicht ein, mein Herr!“ gab Theodor ruhig zurück. „Ich bin ein Ehrenmann, mein Wort kann Ihnen genügen!“

Es folgten hierauf Minuten eines verzweifeltsten Kampfes für Waltenberg. Denn er liebte Ilse auf seine Weise und hatte sich das Leben an ihrer Seite sehr schön ausgemalt.

Dann war auch der Sepp noch da, dessen Hiersein den Geldverleiher eine nette Summe gelöst hatte; und obendrein sollte auch der Gevinnanteil, den er in der Hand zu haben glaubte, sich als Seifenblase erweisen.

Aber Theodor stand mit der Uhr in der Hand vor ihm.

„Ich habe leider wenig Zeit für Sie, bester Herr, in fünf Minuten muß die Angelegenheit erledigt sein,“ mahnte er.

Waltenberg wand sich wie ein Reptil, dem man den Giftzahn ausgerissen hat, als aber die bedingte Frist um war, hielt Theodor die schriftliche Erklärung in der Hand. Er faltete das Papier zusammen und zog dann die Brieftasche hervor, der er verschiedene Schreiben entnahm, für deren Aushändigung Waltenberg immer noch dankbar sein konnte.

Er raffte sie eilig an sich, während Theodor mit dem Gefühle eines siegestrunkenen Feldherrn daboneilte.

Ilse sah ihn kommen, und als er den weißen Zettel wie eine Trophäe schwenkte und sie in sein strahlendes Gesicht sah, stuteten bittere Tränen in ihre blauen herrlichen Augen; denn sie konnte die Freude anderer nicht mehr sehen, ohne einen Schmerz zu fühlen. Wie eine Märtyrerin, welche bestimmt ist, zu büßen und zu sterben erschien sie sich.

Da wurde die Thür aufgerissen und Theodor stürmte herein. „Du bist frei, liebste Ilse, frei!“ jubelte er, „hier die feierliche Bestätigung. Dies, lies, Du armes Schwesterherz!“

Aber die Buchstaben verschwammen in eins vor Ilses Blick. Sie sah aus, als lasse ein Herzschlag all ihr Blut stocken. Theodor achtete aber nach Bruderart nicht darauf. „Mädchen, freue Dich doch!“ rief er und wirbelte mit ihr im Zimmer herum, aus dessen einer Ecke plötzlich ein ersticker Seufzer ertönte, worauf Mah zum Vorschein kam.

„Wer es doch auch so gut hätte,“ hub sie an, „wer nach freier Wahl —“

„Mah!“ mahnte da Ilse, die Hand auf das ungestüm schlagende Herz gepreßt, „Du bist mit dem besten, edelsten Manne der Welt verlobt, Du verflüchtigst Dich!“

„Das sagt Ihr alle!“ war die Erwiderung. „Wenn ich ihn nun aber trotz alledem nicht lieben kann —“

„So werden auch alle seine Tugenden Sie nicht beglücken,“ fiel Theodor rasch ein. „Sie müssen darum Ihre Freiheit zurückzuerlangen suchen, wozu ich Ihnen helfen werde.“

„Sage mir doch,“ wandte sich Ilse jetzt an ihn, „wie hast Du das alles nur fertig gebracht?“ Und flüsternd setzte sie hinzu: „Kann er nun nichts mehr gegen uns, gegen die arme Mama unternehmen?“

„Nein, Ilse, ich habe den Räuber unschädlich gemacht,“ lautete die beruhigende Versicherung. „Ich hätte zwar seine Bestrafung veranlassen können, aber was liegt daran?“

„Ach, Theodor, Theodor, Gott segne es Dir! Mir hast Du mehr als das Leben gerettet!“ jubelte das junge Mädchen.

Sie hielten sich fest umfaßt, die beiden herzigen Geschwister. Aber auch Mah ging nicht leer aus; denn plötzlich

eilte Ilse auf sie zu und schloß sie in ihre Arme, dabei ihr seltsam ins Ohr flüsternd: „Er liebt Dich, Mah, und nur Dir gönne ich ihn, denn er ist ein ebenso prächtiger Mensch wie — Heinz.“

Theodor wollte nun wissen, was für Dinge gelauscht wurden, aber Ilse war schon hinaus, und die kleine Amerikanerin verschwand mit hochrotem Gesicht nach einer anderen Richtung hin.

„Das hat man von seinem guten Willen,“ murmelte der Ingenieur vor sich hin, während ein glückliches Lächeln seine Lippen umspielte. „Hier steht ich, als ein entlaubter Baum, wie Wallenstein sagt. Undank ist eben der Welt Lohn!“

Ilse hatte unterdessen das Varett auf die dunklen Haarwogen gedrückt und das Jockel angezogen. Dann stürzte sie hinaus ins Freie.

„Frei! Frei!“ Sie jubelte das Wort in allen Tonarten hinaus in die herbe, sonnendurchglänzte Herbstluft, und wo sie ein Vöglein sah, da folgte ihr strahlendes Auge mit frohem Verständnis dem kleinen, leichtbeschwingten Geschöpf. Denn was es heißt, unter sicherer Fessel nach Freiheit zu schmachten, das hatte sie unter brennenden Schmerzen kennen gelernt.

Immer weiter vorwärts eilte sie, und zwar jetzt dem Walde zu. Zwischen den Föhren war ein Säusen und Anarren von Aesten vernehmbar, es wüthete ein Aufruhr, der ganz zu ihren stürmischen Empfindungen paßte.

Und da, bei einer Biegung des Weges, stand sie plötzlich ihm — Heinz gegenüber. Sie hatte in diesem Moment nicht einmal an ihn gedacht, rief daher auch nicht seinen Namen und fragte nicht, woher er komme.

Mit ausgebreiteten Armen aber slog sie auf ihn zu und jauchzte: „Ich bin frei, und Du bist es auch!“

„Mein Mädchen, mein süßes Glück, ich war es längst schon!“ gab er innig zurück.

Er hielt sie fest an seine Brust gedrückt, und sie bot ihm die frischen Lippen zum Kusse dar. Dabei glühten ihre Wangen in jungfräulicher Verschämtheit, aber unter den blauen Augen lag doch noch eine gewisse durchsichtige Blässe.

„Wie unsagbar hast Du gelitten, mein Lieb,“ flüsterte Heinz, „und wie stark warst Du im Unglück.“

„Ich hätte es aber doch nicht mehr lange ertragen!“ versetzte Ilse, wobei sich ihre Augen mit Tränen füllten.

Lange stand sie so da, noch unfähig, ihr großes Glück zu fassen.

Schließlich folgten aber doch einige beiderseitige Aufklärungen, wobei auch die Namen Mah und Theodor, sowie Lotte und Jones genannt wurden.

„Nun komm aber zum Vater,“ sagte Heinz endlich; „vielleicht bereitest Du ihn auf das große Glück vor, Du, sein Liebling!“

„Heinz!“ rief da Ilse wie betäubt, „Du bist doch nicht etwa gar —“

„Abtust Du denn das nicht?“ verschloß er ihr den Mund mit einem Kusse. „Ja, mein liebes Herz, ich bin Heinz Marwig, der Pflegesohn des verstorbenen Herrn Albers. — Die Sehnsucht nach meinem Vater, aber auch nach Dir, die Jones so oft beschrieben hatte, zog mich unwiderstehlich heim. Ich sah dann Dich, Geliebte, und was mir aus Deinen Augen entgegenstrahlte, das versetzte mich in einen förmlichen Bonnerausch. Ach, wie leicht hoffte ich mit Waltenberg fertig zu werden! Da aber sah ich Deine Mutter, gegen welche ich jahrelang einen glühenden Haß in mir genährt hatte. Ich zog sie zur Rechenschaft, Ilse, ich war in Deinem Elternhause. Dort sah ich nun zufällig Dein Bild und erfuhr, daß diejenige, welche so viel Leid über mich brachte, Deine Mutter ist. Ich ergriff hierauf die Flucht, in der Meinung, Deine Mutter trenne uns für immer. Aber langsam kam ich wieder zur Besinnung, der Haß erlosch und die Sehnsucht nach Glück und Frieden erwachte in mir heißer denn je. So kam ich denn wieder zurück, bereit, zu vergeben und zu vergessen, um jeden Preis mir aber mein Lieb zu erringen.“

„Meine Mutter ist schwerkrank,“ entgegnete hierauf Ilse beklommen, „sie hat am schmerzlichsten unter all den Krankheiten gelitten. Möge der Himmel diesen Reiz nur gnädig an uns vorübergehen zu lassen.“

„Bringe ihn mir, wie lange laßt Ihr mich denn warten?“

Er wußte ja nicht, daß Heinz inzwischen eine Tagereise unternommen hatte.

Kurz darauf kniete der Sohn vor dem Vater, und die alten dünnen Hände, deren Jones so oft gespottet, legten sich segnend auf das dicke, glänzende Haar des in der Vollkraft des Lebens stehenden Mannes.

Lange blieben die drei Personen allein und des Erzählens wollte kein Ende nehmen. Niemand störte sie auch hierbei, denn merkwürdigerweise hatte keiner im Hause das Paar kommen sehen.

Als dann später Frau Bödow auf der Schwelle erschien und sah, wie ein Fremder, dessen ganzer Erscheinung etwas Gebiendes anhaftete, den Arm fest um den Gelähmten gelegt hatte, bieser wie verklärt dreinschaute und Ilse mit strahlendem Gesicht die Gruppe vervollständigte, da wurde es ihr ganz schwarz vor den Augen, da erkannte sie, daß es hier ein für allemal zu Ende war mit ihrem Regiment.

Die drei glücklichen Menschen hatten die Dame nicht bemerkt. Ungesehen schloß sie wieder die Thür und schleppte sich ins Wohnzimmer zurück.

„Jetzt wird es ernst,“ leuchtete sie, dort angelangt; „denn der tatsächliche Erbe von Plankenstein ist da — und wir sind ruiniert.“

Raum waren diese Worte verflungen, als Jones, welcher mit Lotte getändelt hatte, eiligst davonstürmte. Und auch zwischen ihm und Heinz gab es nun ein bewegtes Wiedersehen.

Das war ein Tag, vom hellsten Sonnenschein des Glückes überstrahlt, und nicht der leiseste Schatten sollte ihn verdunkeln.

Sobald Heinz vernahm, daß die Bödows weinend beisammen saßen, ging er mit Ilse zu ihnen, um auch ihr Leid in helle Freude zu verwandeln, indem er ihnen schriftlich eine Rente festsetzte, die sogar Frau Bödows kalten Sinn zu aufrichtigem Dank entflammte. Freilich, auf dem Plankenstein konnte die Familie nicht bleiben, da er selbst davon Besitz zu nehmen gedachte.

Es bleibt nun nicht mehr viel zu berichten.

Zwischen Ottilie und ihrem künftigen Schwiegersohn fand eine vollständige Ausöhnung statt, noch bevor ihr Gatte von seiner Reise zurückkehrte.

Herr von Lusado hatte übrigens ein merkwürdiges Mißgeschick mit seinen Manipulationen in betreff der Villa, denn der Verkauf mußte nun wieder rückgängig gemacht werden, was nur unter materiellen Opfern geschehen konnte.

Heinz und Ilse feierten bald ihre Hochzeit, bei welcher Gelegenheit in der mit herrlichen Blumen und duftendem Grün geschmückten Kirche auch der Rollstuhl mit dem feiertäglich herausgeputzten alten Marwitz stand. Er sah ganz wohl und munter aus, denn unter dem energischen Regiment seines Sohnes hatte er es wieder gelernt, ausreichend Nahrung zu sich zunehmen, was ihm auch gut bekam.

Frau von Lusado fehlte leider bei der Trauung, denn sie war noch immer leidend und mußte sich große Schonung auferlegen.

Ihr Gatte erhielt nie volle Klarheit über all jene Vorkommnisse. Er fragte auch nicht danach, und jeder vermied es, in seiner Gegenwart darauf zurückzukommen.

Er suchte Ottilie wiederholt zu bewegen, mit ihm nach der Riviera zu reisen, aber sie schüttelte zu allen derartigen Vorschlägen müde den Kopf.

Ein inneres Leiden zehrte an ihr, und als das Eis schmolz, war sie eines Tages sanft entschlafen zu einem vollkommeneren Leben, tief betrauert von der ganzen Familie.

Jones war inzwischen nach Newyork zurückgegangen und auch Lotte als sein junges Weib mit sich genommen, wo Max Vermögen in großen, weltbekannten Unternehmungen arbeitete.

Theodor Marwitz aber wiegte noch blühende Enkel auf seinem Schoß. Der alte Herr war wie verwandelt und offenbar verjüngt.

So weit erlangte er seine Kraft noch zurück, daß er am Stode durch Haus und Park dahinschreiten konnte.

Alles um ihn her atmete Glück und Freude, wie schwer er sich aber einst an seinem Knaben vergangen hatte, das erkannte er erst jetzt, wo Ilse mit unermüdlich sorgender Zärtlichkeit ihre Kinder umhegte.

Sie war und blieb das höchste Kleinod ihres Gatten, der sie auf den Händen trug.

Die alte Schuld war ihnen zum Segen geworden.

Ottilie aber mußte hier in Erlau erkennen, daß die waltende Gerechtigkeit wohl zögert, aber nicht ausbleibt, — sie weiß jeden zu finden.

Die unglückliche Frau war dahingewelkt, ohne sich leider der Enkelkinder erfreuen zu dürfen, damit war aber auch das Einst gesühnt.

Was Waltenberg anbetrifft, so hatte er sich, nachdem er sein Spiel verloren sah, schleunigst aus Erlau verduftet, ohne jemals wieder dorthin zurückzukehren, denn er fürchtete doch, von der rächenden Nemesis dort am ehesten gepackt werden zu können.

— Ende. —

Das Liedel vom Glück.

Eine Heimatgeschichte von Eugen Stangen.

(Schluß.)

Kopf an Kopf gehen die beiden Pferde und biegen hinein in die lange uralte Lindenallee, in der weither der truhige Eddurm von Schloß Eschenhagen aufgrüßt.

Wie seltsam die alte Allee ist. Die Blätter wie aus purem Gold. Unablässig rieseln sie hernieder. Der Weg ist schon von einer dichten Schicht überdeckt. Das schimmert — und leuchtet — und gleißt.

Edelfried von Berdensels hat einen Strähn des Sonnenhaars um seine Schulter gelegt.

So reiten sie aneinandergeschmiegt wie auf einer Viatriumphalis entlang, Schloß Eschenhagen entgegen.

Imagina hebt plötzlich wie grüßend den rechten Arm empor und spricht:

Meine uralten Linden, meine lieben, lieben, sie raunen leise in Wind und Weh,

und lassen die goldgelben Blätter stieben, nun ist der Weg eine goldene Allee.

Run singe ich jauchzende Liebeslieder, da die Jugend mit heut ihren seligen Gold;

von den raunenden Nesten träuft es hernieder, lauter schimmerndes Kronengold.

Run stehen die Linden im Herbstzeitfollwe und flüstern vom nahenden Winterweh.

— Und scheint doch ein Glücksweg aus purem Golde, meine liebe uralte Lindenallee. — —

Da küßte er sie.

Der alte Graf von Eschenhagen rechnet nun nicht mehr in den schrecklichen Büchern.

Das besorgt ein jüngerer, gewandterer.

Schloß Eschenhagen schaut wieder hell und jung in die Lande.

Und auf der Rinne die Wetterfahne dreht sich fest und flink, wie in eitel Uebermut.

Die alte herbstliche Lindenallee ist wahrhaftig ein Glücksweg geworden.

Edelfried und Imagina haben sich so schlicht und einfach ihr Heim gegründet, wie zwei Vögel, die sich Palm zum Neste tragen.

Und wie im Fluge sind die Jahre gegangen. Emsig arbeiteten beide.

„Und der leere Kasten schwoll.“

Erst trug die Blonde Frau einfache römische Leinwandkleider, städte, wusch und plättete sie selber.

Heut trägt sie Seide und pelzverbrämten Samt.

Imagina weiß, daß sie schön ist! Und sie will schön sein, weil er es so liebt, das sie schön ist. Sie gehört nicht zu den Frauen, die sich nur für Straße und Gesellschaft putzen — nein, für ihn, für ihn schmückt sie sich am liebsten, am kostbarsten. —

Ja, Glück und Wohlstand sind wieder eingezogen auf Klößen.

Noch immer gehen beide tagsüber ihren Beschäftigungen nach, froh und fleißig. Die Teestunde aber um fünf Uhr vereinigt sie. Da gehören sie beide sich, nur sich, und niemandem sonst.

In einem lichten, seidigen, schillerigen Kleide — oder in einem Dufthauchgewande aus rieselnden Spitzen erscheint sie. Wie ein Lichtstrahl schmiegt sie sich hinein in den hohen alten Kardinalstuhl.

Der Mann mit der schlanken schönen Rassefigur sitzt am Flügel, — der kühne wilde Schwarzkopf ist über die Tasten geneigt.

Unter seinen kraftvollen Händen — edel und markant wie Kunstgebilde — blüht, klingt und jauchzt eine Melodie hervor. . . .

Tiefgoldenrot sinkt draußen die Oktobersonne. Wieder ist es Herbst — und die Rosen sterben.

In den Lüften Wandervogel, die südwärts fliehen. Auf unsichtbaren Schwingen tänzelt Resedaduft ins Gemach herein — und streift die schwere Welle des sonnenblonden Haars, die um Imaginas weiße Schläfe zittert.

Ihre schlanken blassen schmalfingerigen Hände sind lässig im Schoß versenkt. Die Rubine züngeln und lachen wie kleine rote Brände von den schmalen weißen Fingern auf; — und wie eine gefrorene Blüte flimmert geheimnisvoll der Opal.

Leise summt die Teemaschine — wie eine alte, alte liebe Hausgeistchenstimme — das Liedel vom Glück.

Der schöne Schwarzkopf drüben singt jetzt — hell und hochaufbeulend: „Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.“

Da geht die Tür.

Man bittet die Herrin in die Küche zu kommen — gleich — etwas sehr, sehr dringendes.

Hausfräulich gelassen erhebt sie sich; rasch ist das schillerige Sichtgewand emporgepackt, eine Leinenschuhschürze darüber gebunden, und sie eilt in die Küche.

Aber schon nach einer knappen Viertelstunde erscheint sie wieder.

Edelfried sitzt noch immer drüben am Flügel.

Sein markantes, edles Gesicht ist ihr zugewendet — seine Finger greifen leise schmeichelnde Akkorde.

„Komm — nun laß uns Tee trinken.“

Wie ein Glücksflämmchen sprüht das kleine blaue Feuerchen unter dem Samovar auf.

„Edelfried.“

„Nun, Imagina?“

„Weißt du gar nicht, was heut für ein Tag ist? Zwanzig Jahre sind es her — es war ein letzter später Oktobertag, so voll Gold und Licht und Resedaduft, wie heut — Edelfried!“

„Unser Verlobungstag“, sagt er ganz starr, dann lachte er so glücksfroh auf wie ein Junge. Und er hält die weiße, rubinfunkelnde Hand, die ihm eben eine Silberschale mit Zucker reicht, fest, und küßt sie — küßt — jede Fingerpitze — und läßt die seine, liebe Hand nicht mehr los. Und lacht wieder hell, glücksfroh wie ein Junge.

„Zwanzig Jahre! — Toll, ganz toll! — Und du siehst so lächerlich jung aus. — Lächerlich jung“, versichert er eifrig, als sie den Blondkopf leise schüttelt. „Und viel schöner noch als damals.“

Draußen wacht der Herbststurm auf. Ein ganzer Wirbel weißer Blätter prasselt wie ein Regen gegen die Scheiben. Aber drinnen ist's traut und warm.

Imagina, die Frau von achtunddreißig, die so blond und jung ist, so ganz, ganz jung noch, geht um den Tisch — so schreitet das Licht über die Erde — und schlingt ihre Arme um seinen Hals, und preßt seinen Schwarzkopf an ihre Brust.

Und dabei zittert ihr Körper, wie ein feiner biegsamer Stahl in heißester Blut erzittert.

Er kuschelt sich wohligh in sie hinein und fragt sie fröhlich:

„Magst du mich dennoch, Imagina — magst du mich denn noch? — den alten Mann von einundvierzig? — Du! Ich bin wohl schon ganz grau?“

Sie streichelt ihm das eigensinnig-krause, dicke wilde schwarze Haar.

„Ja — o ja, wenn man genau hinsieht — hier hinter'm Ohr — eins — zwei — da noch eins — o sieben!“

„Und magst mich noch?“

Imagina biegt sein Gesicht empor.

Wie das blüht und glibert und sonnt in seinen Augen.

„O du“, flüsterte sie, „du! — Ich liebe dich noch mehr, mehr als damals! Stärker! Bewußter! Es ist wie ein Jungbrunnen, der desto reicher quillt, je mehr man aus ihm schöpft. Das gibt Jugend, immer wieder Jugend, Edelfried!“

Ihre ganze Liebe vibriert in der Aussprache des geliebten Namens.

„Edelfried! Bist ja doch mein Liebster! Mein Einziger! Mein alles! Mein wilder wilder Junge —“

Da ist er schon empor, da hat er sie auf seinen Schoß, in seine Arme, an sein Herz gezogen — und erstickt jeden Laut in einer Flut seliger Küsse.

Herbst im Land — Lenz im Herzen — jener seltene ewige Lenz, der eine Rose rot in den Winter trägt.

Und der Samovar summt dazu — wispernd, flüsternd, neckisch, losend — das Liedel vom Glück — singt es den beiden Menschen, die so stark und schön und wurzelecht sind wie die Bäume ihrer Heimat.



Humoristisches.

Ein Heilmittel. Zwei Herren befinden sich im Streit miteinander. Nach einem Moment der Ruhe sagt der eine plötzlich zum andern: „Sie sollten sich eine Rake anschaffen!“ — „Was ist denn das wieder für eine Dummheit, was soll ich mit einer Rake?“ — „Damit dieselbe den Vogel, den Sie haben, fängt und frist.“

Besonderes Kennzeichen. Die kleine Elsa trägt ihre Puppe, die zerbrochen ist, zur Reparatur in eine Puppen-Klinik. Als sie nach einiger Zeit wieder erscheint, um ihr Spielzeug abzuholen, hält es schwer, unter den vielen zur Reparatur befindlichen Exemplaren das richtige herauszufinden. „Was war denn das für eine Puppe?“ wird die Kleine gefragt. Elsa (rasch): „Sie heißt Margarethe.“

Selbstbewußt. Souffleur (zu einem als Gast auftretenden harthörigen Schauspieler): „Aber verehrter Herr, wenn ich Ihnen so laut soufflieren soll, so hört mich ja das Publikum Wort für Wort.“ — „Ach was, Publikum! Für einen tüchtigen Schauspieler existiert das Publikum gar nicht!“

Sarkastisch. „Ach, wenn ich doch meinem Vater gefolgt wäre! Wie oft hat er zu mir gesagt: „Arthur, werde! kein Schauspieler!“ — 2. Schauspieler: „Na, nimmst du doch die Sache nur nicht so zu Herzen, alter Junge, du bist ja auch keiner geworden.“

Kein Freund von Verschwendung. Sie: „Schau mal her, Alter, dies Bild schenke ich dir zu deinem Geburtstag. Ich habe mich eigens zu diesem Zwecke photographieren lassen.“ — Er (grob): „Schade, um die schönen Sonnenstrahlen!“

Verantwortlicher Redakteur: A. Thring. Druck und Verlag: Thring & Fahrenholz G. m. b. H., Berlin SO.